**Die Donauschwaben, eine deutschsprachige Siedlergruppe in Osteuropa**

Die Donauschwaben gerieten auf mehrere Arten zusehends in meinen Fokus z.B. durch eine Lektoratstätigkeit über die ich später noch erzählen werde. Vorher waren sie nicht auf dem Radar meiner Interessen und das ist kein Wunder, denn gerade die Vertreibungsopfer der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, zu denen auch die Donauschwaben gehören, sind aus der öffentlichen Wahrnehmung weitgehend verschwunden. Uns begegnen sie heuer u.a. bei einer kleinen Ausstellung in Schlosshof im Marchfeld „Schaufenster Europa: Das Banat“ und da ist die Rede von einer Kulturregion bzw. vom kaiserlich-habsburgischen Banat als „Tor zum Orient“. Ein kurzer geschichtlicher Vorverweis auf später noch näher Ausgeführtes: Die Region blieb 200 Jahre in habsburgischem Besitz und reüssierte damals deutlich; mit dem Vertrag von Trianon wurde sie 1920 auf Rumänien, Ungarn und Serbien aufgeteilt und geriet im zweiten Weltkrieg in ein unseliges Kräftefeld, das zu weiterer Vertreibung und schrecklichen Repressionen führte. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden rund 150.000 Donauschwaben in Österreich gezählt, im Jahr 2010 wurde vermutet, dass es damals in Ö noch an die 120.000 zurückgekehrte überlebende Donauschwaben gegeben hatte. Ihnen ist ein Platz im 21. Bezirk gewidmet.

Ein kurzer Vorverweis: Das ist KEIN historischer Vortrag, auch wenn Geschichte eine große Rolle spielt. Am ehesten könnte man bei meinen Ausführungen von einem Feature sprechen bestehend aus

* einer tour d’Horizon durch eines der interessantesten Kolonialisierungs-Megaprojekte der Neuzeit (illustriert durch Belege und Urkunden)
* beispielhaft erzählten Einzelschicksalen, wobei gleich angemerkt werden soll, dass eine solche familiäre Tradierung nicht den Anspruch erhebt, Geschichtsschreibung zu sein.

Die Siedlungsgebiete der Donauschwaben lagen in den Territorien der heutigen Länder Ungarn, Serbien, Kroatien und Rumänien, namentlich in der "Schwäbischen Türkei"[[1]](#footnote-1) (Pécs), der Baranja[[2]](#footnote-2) (Mohács/Mohatsch, Darda/ Lanzenau), in Syrmien (Osijek/ Esseg), in der Bačka[[3]](#footnote-3) (Novi Sad/ Neusatz) und dem Banat[[4]](#footnote-4) (Timișoara/Temeswar). Eine Karte befindet sich im Handout.

Auf dieser Reise begegnet uns ein ehemals donauschwäbisches Gebiet bereits zu Beginn: Die königliche Freistadt Temeswar/ früher Temeschburg erhielt eine der stärksten Grenzbefestigungsanlagen der Monarchie; sie war das wirtschaftliche, politische und kulturelle Zentrum hatte einst 40.000 so genannte Schwaben, selbstbewusste Bürger, als Einwohner. Sie galt als „Klein‐Wien“. Der Dom, das bedeutendste architektonische Denkmal der Donauschwaben, wurde 1736 von Josef Emanuel Fischer von Erlach erbaut. Das war 1884 **die erste Stadt Europas** mit einer elektrischen Straßenbeleuchtung. Im 18. Jahrhundert waren etwa 200.000 Personen aus den österreichischen und süddeutschen Territorien in die Ansiedlungsgebiete des unter der osmanischen Herrschaft stark entvölkerten Königreichs Ungarn gelangt. Hier ein Hinweis zu den Osmanen: Gestatten Sie mir bitte, diese in Folge zur leichteren Verständlichkeit aber politisch nicht ganz korrekt „Türken“ zu nennen, wiewohl sie – wenn man es genau betrachtet – nur 20% z.B. des Heeres ausmachten!

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs diese „Donauschwaben“ genannte Gruppe auf rund 1,5 Millionen Menschen heran, so dass man mit Recht **vom größten Siedlungswerk Europas in der Neuzeit** sprechen kann.

Am Anfang meiner Ausführungen stehen immer Definitionen und Grundinformationen, hier eben über die Donauschwaben. Der Terminus wurde um 1920 nach dem Vertrag von Trianon als stammeskundliche, siedlungsgeographische, historische und volkskundliche Gruppenbezeichnung eingeführt, um die im mittleren Donauraum lebende Volksgruppe deutscher Muttersprache wissenschaftlich festhalten und sie von den Schwaben am Oberlauf der Donau abgrenzen zu können. Der Begriff wurde 1930 durch das Außenministerium der Weimarer Republik bestätigt, wodurch die Volksgruppe als deutschstämmig anerkannt wurde. Er umfasst folgende Volksuntergruppen:

• die Ungarndeutschen mit Ausnahme der Ost-Burgenländer

• die Jugoslawiendeutschen aus der Vojvodina, Slawonien. Kroatien, Bosnien und Serbien, nicht aber die Oberkrainer und die Gottscheer aus Slowenien (siehe auch Sloweniendeutsche)

• die Rumäniendeutschen aus dem Banat (Banater Schwaben), auch aus der Gegend um Arad, welches nicht dem Banat zugeordnet wird, sowie die Sathmarer Schwaben, nicht jedoch die Siebenbürger Sachsen.

Die Donauschwaben sind also nur selten ihrer Herkunft nach Schwaben, viele kommen aus der Rheinpfalz, Hessen, Trier, Lothringen, Franken und in seltenen Fällen aus Bayern, Württemberg, Österreich (die Hauptmundart in den Dörfern ist rheinfränkisch). In Ungarn wurden deutsche Ankömmlinge nach den Türkenkriegen: **„Schwaben“ genannt (in Opposition zu den deutschen Einwanderern**, die sich bereits im Mittelalter in Osteuropa ansiedelten und gemeinhin „Sachsen“ genannt werden).

**Was war die Mission dieser Donauschwaben?**

Sie sollten aus dem Weide‐, Sumpf‐ und Ödland als „Pioniere des Merkantilismus“ die „Kornkammer“ der Donaumonarchie schaffen. Ihre Ethnizität war nebensächlich, wogegen ihre wirtschaftlichen Fertigkeiten, Kenntnisse und ihre Bereitschaft zum Kriegsdienst zählten – vergessen wir nicht, es ging auch um Grenzsicherung, denn die ersten Ansiedlungsgebiete lagen meist an der Militärgrenze zum Osmanischen Reich. Und: Die kameralistische Wirtschaftspolitik funktionierte nach dem einfachen Prinzip „ubi populus, ibi obulus“ – „Wo das Volk ist, da gibt es Steuern.“ Außerdem wollte man eine Steigerung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion und eine positive Handelsbilanz erreichen.

**Wann kamen sie?**

In meinen gestrafften Ausführungen wird es um die Anwerbung und einige ausgewählte Stationen (Schwabenzug, Siedlungsbewegung, Vertreibung) gehen und es wird Beispiele dazu geben. Die Zeittafel ermöglicht eine Orientierung – die erste wichtige Station scheint mir nach dem Sieg über das osmanische Heer bei Wien (1683) die Rückeroberung des Großteils Ungarns und des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Wiederaufbaues des Landes. Man begann schon zu Ende des 17. Jahrhunderts mit der Neubesiedlung der Gebiete. Bisher waren sie unter osmanischer Verwaltung gestanden. Sie lagen an der mittleren Donau und waren während der 160jährigen Türkenherrschaft weithin verödet. Nun waren sie dünn besiedelt. Die ersten deutschen Siedler kamen nach Südungarn, dessen Teile aber auch die heutige Vojvodina, den nördlichen Teil Serbiens, umfassen. 1699 sind schon welche da: Im heutigen Novi Sad sind bereits Deutsche als Bürger der Stadt vermerkt. Es handelt sich um Bergleute, Handwerker und Bauern aus Krain, Schlesien, Mähren und Böhmen, vom Mittelrhein und aus den Gebieten an der Oberen Donau, aber auch um Franzosen aus Elsass und Lothringen, die später im Banat germanisiert wurden und nur ihre französischen Namen (in ursprünglicher Lautung oder dem Deutschen angepasst) behielten.

In der Schwäbischen Türkei waren die ersten Siedler 1687,

im Schildgebirge[[5]](#footnote-5) 1691,

im Ofner Bergland (bei Budapest) 1692,

kurz darauf im Bakonywald - Bokonj (einer Hügellandschaft in Zentralungarn nördlich des Plattensees) und 1702 in der Batschka, die im Westen und im Süden von der Donau und im Osten von der Theiß begrenzt wird.

In Sathmar, rund um das heutige Satu Mare, 1712. Aber es braucht für ein solches Megaprojekt die entsprechende **Anwerbungspolitik im ganz großen Stil**.

**Wie wurden sie angeworben?**

Durch Maßnahmen zur Attraktivierung. Wenn Sie sich vorstellen, wie man heute die Neue Chinesische Seidenstraße bewirbt, dann unterscheiden sich die Mechanismen nicht sehr: es gilt, gute Perspektiven zu versprechen und die eigenen Beweggründe mindestens als Win-Win-Faktor zu verkaufen. Das war nie anders: Erik der Rote warb nach 980, also im 10. Jh., Kolonisten an. Ihm wird die werbewirksame, um nicht zu sagen schönfärberische Bezeichnung Grönland (grünes Land) zugeschrieben, mit dem Neusiedler in die unwirtliche Gegend gelockt worden sein sollen. Der Philosophiehistoriker Kurt Flasch nennt dies „Koloniale Meistererzählungen“. Bezüglich des Banats z.B. wurde stets die große Armut und Herabgekommenheit der Region und ihrer Bewohner als auch ihre in jeder Hinsicht

zurückgebliebene, jedoch transformierbare, d. h. kultivierbare Natur betont. Eine terra deserta in der eine Schöpfung aus dem Nichts möglich war. Es wurde versprochen (Zitat) „so wohl an Waizen, als Kukuruz, auch Gersten, Haber und anderen Feldtfrüchten recht reichlich …, so daß der Unterthan, so fern er anderst fleisig sein will, nicht nur allein das Nothwendige zu seiner Consumtion, sondern auch einen ergäbigen Vorrath zur Versileberung gar leichtlich daran überkomen kann“. Und durch die Lande zogen Werber; ein solcher Werber wusste sehr genau, welche Dinge des Lebens er besonders betonen musste; sein Erfolg bei der Werbung in einer Region hing davon ab, inwieweit er scharfsinnig die Nachteile dieser Region erkennen und die Vorteile im Banat herausstreichen konnte. Diese Werber kamen täglich mit vielen Menschen in Kontakt und kannten sich in der Technik der Überredungskunst aus. Und aufgrund der bescheidenen Lebensbedingungen der leibeigenen Bauernschaft in den Herkunftsländern war es ein Leichtes, viele zum Auswandern zu bewegen, da sogar die Reise- und Transportkosten teilweise entschädigt wurden.

Das erste Impopulationspatent entstand unter Kaiser Leopold I. 1689. Darin hieß es, ein Losbrief sei im Einwanderungsgebiet vorzuzeigen, dann bekäme man in den Städten und Dörfern zu geringem Preis, am Land sogar kostenlos ein Haus bzw. einen Baugrund, sei fünf Jahre frei von Steuern, Maut und Robotdiensten, danach seien die Abgaben gemäßigt und man könne im Königreich „*nach belieben … transferiren oder gar ... emigrire*n“. Oder wie es in einem später verfassten **Werbepatent des kaiserlichen »Populations-Kommissars«** Joseph Anton Vogl zur Auswanderung ins Banat 1736 heißt:

• Kostenfreie Fahrt von Marxheim bei Donauwörth (bis dorthin musste man selber kommen) bis nach Temeschburg

• In fruchtbaren Gebieten so viel Äcker und Wiesen, Weide, Wald und Weingärten, wie selbst die reichsten Bauern in Deutschland nicht innehaben.

• Die zum Beginn erforderliche Einrichtung mit (Haus, Gerätschaft, Viehbestand, Nahrung bis zu ersten Ernte genau beschrieben): einem Haus für 30 Gulden; Wagen, Pflug und Eggen für 14 Gulden; 4 große Ochsen für 44 Gulden; 2 Pferde für 22 Gulden; 4 Kühe und Kälber für 40 Gulden; 2 Zuchtschweine für 3 Gulden und Nahrung bis zur ersten Ernte für 47 Gulden, zusammen 200 Gulden. Wer sich aus eigenen Mitteln diese Dinge anschafft, erhält fünf steuerfreie Jahre.

• Nach fünf Jahren sind die gewöhnlichen Zehnten zu bezahlen; für eine Person jedoch nicht mehr als 6 Gulden. Ansonsten sind Abgaben von dem einzelnen Viehbesitz zu bezahlen.

• Der erste Transport soll Mitte März 1737, der zweite am 15. Juni und der dritte am 15. September in Marxheim abgehen.

Aber das waren beileibe nicht die ersten Siedler. Das Banat, also der Landstrich zwischen Donau, Theiß und Marosch, war ja schon Jahrzehnte vorher mit der Eroberung der Festung Temeswar durch die Truppen Eugens von Savoyen von osmanischer Herrschaft befreit und gelangte so in den Besitz der Habsburger. Und habsburgischen Besitz zu sichern, hieß auch ihn zu besiedeln, urbar zu machen, zu schützen – so also wurde von österreichisch-ungarischer Seite aus den Deutschen der Weg zur Besiedlung des Gebiets gebahnt. Zum Kernstück dieses Wiederaufbaus wurde die unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. im 18. Jahrhundert von den kaiserlichen Wiener Regierungsstellen planmäßig durchgeführte Ansiedlung von deutschen Bauern und Handwerkern sowie österreichischen und böhmischen Bergleuten war jedoch zur historischen Selbstvergewisserung und Legitimierung der kolonialen Kultivierungsprojekte der Habsburger Monarchie notwendig

1. **Wie erfolgte die Wanderbewegung**

Drei Schwabenzüge gab es. Jeweils am Donauufer der Stadt Ulm sammeln sich die meisten der von kaiserlichen Emissären angeworbenen Ansiedler für den Transport auf der Donau mit den „Ulmer Schachteln“. Die Hauptansiedlungszeit beginnt nach der Eroberung Belgrads im Jahre 1717 durch Prinz Eugen. Damals zählte man noch nicht Menschen, sondern Haushalte und es wurden in einer ersten Konskription der Habsburgischen Verwaltung 21.000 Haushalte im Banat angegeben.

Und nun bitte ich kurz um Aufmerksamkeit, denn wir sind im Jahr 1717. Damals wird gerade in Lörzweiler, einem Dorf in der Pfalz, ein Balthasar Schmidt geboren worden, der 1783 dort auch sterben sollte. Er selber hatte also mit den Wanderbewegungen nichts zu tun, sehr wohl aber sein Sohn Nikolaus, von dem später zu hören sein wird.

Eine obligate Zwischenlandung der damaligen Siedler erfolgt übrigens bei der Rossauer Lände in Wien und eine Aufnahme in die so genannten „Wiener Listen“ (was einen tagelangen Aufenthalt und entsprechende Probleme – Übernachten im freien oder im Gasthaus – zur Folge hatte). Auf diese namentliche Registrierung der österreichisch‐böhmischen kaiserlichen Hofkammer folgte zu Maria Theresias Zeiten der Besuch eines Gottesdiensts im Stephansdom. Aber, der Reihe nach: Karl VI., Maria Theresia, Josef II.

**Beim Ersten Schwabenzug** („karolingische Ansiedlung“ unter der Herrschaft Karl VI): trafen im Jahre 1718 rund 20.000 deutsche Siedler im Banat ein und ihre Aufgabe war die Rückeroberung der spärlich bevölkerten Wildnis aus Sümpfen und Morast. Bedingt durch das ungewohnte Klima fiel jedoch ein Großteil Seuchen zum Opfer (in deutschen Landen verbreitete sich der Spruch „Ungarn ist das Grab der Deutschen“, weshalb die Besiedelung bis 1729 schließlich zum Erliegen kam). Der Statthalter des Banats, Feldmarschall im Heere des Prinzen Eugen, war Claudius Florimund Graf Mercy. Er führte eine solide Verwaltung und vorbildliche Ordnung ein, befreite das Land von der Räuberplage und sicherte es vor Türkeneinfällen, führte Seidenraupenzucht und Reiskultur ein. Schließlich wurde die Besiedlung des Gebiets durch deutsche Bauern im Jahre 1734 wieder aufgenommen.

**Der Zweite Schwabenzug** war die sogenannte „theresianische Ansiedlung“; der Chronist Josef Volkmar Senz nennt Maria Theresia die besorgte Landesmutter der Donauschwaben, die freilich auch die Siedlungstätigkeit durch z.B. den Schlesischen Krieg nicht im erwünschten Ausmaß weiterführen konnte, es folgte aber nach dem Friedensschluss 1763-1773 eine relativ ungestörte Besiedlungsperiode. Auch die Anwerbung von rund 50.000 katholischen Siedlern aus „Vorderösterreich“ und den süddeutschen Reichsgebieten fällt in diese Zeit. Sie verweist die protestantischen „Landler“ aus ihren Erblanden in das protestantische Siebenbürgen rund um Hermannstadt (man wird das später beschönigend „Transmigration“ nennen). Das von der Kaiserin erlassene Kolonisierungspatent, welches den Bauern eine sechsjährige und den Handwerkern sogar eine zehnjährige Steuerfreiheit einräumte, stellte dabei einen besonderen Anreiz für die Siedler dar. In der Zeit zwischen 1763 und 1772 strömte die größte Einwanderungswelle, der eigentliche „große Schwabenzug“ ins Land und führte mehr als 40.000 Deutsche ins Banat und die Batschka.

Nicht alles war eitel Wonne. Ich habe ein Papier gefunden, das uns das verdeutlichen kann, nämlich eine Bittschrift elsässischer Ansiedler an Kaiserin Maria Theresia aus dem Juni 1770, das ein anschauliches Bild vermittelt, die Reisenden hätten – so heißt es - seit ihrer Abreise aus Offenburg „*fast nichts erhalten und überhöhte Lebensmittelpreise zahlen müssen*“. Bei Engelhartszell in Oberösterreich habe sie ein bayerisches Holzschiff absichtlich gerammt, wobei sie Gepäck und Verpflegung verloren hätten. Man habe sie vertröstet, dass man in Linz für sie sorgen werde, doch auch dort hätten sie nichts erhalten. Die Elsässer- es waren nach ihren Angaben 80 Personen - baten um die Gnade, „*damit wir zu samm in ein orth kometen, es seye gleich ein Marckh oder Dorff, wo es Reben und Früchte giebt*“. Die Supplik wurde in der Sitzung der Hofkammer in Ba-nati-cis et Do-mani-ali-bus am 27. Juni 1770 behandelt. Dabei wurde mitgeteilt, dass man grundsätzlich immer schon derartige Wünsche erfüllt habe. Die Landesadministration habe den Befehl erhalten, diejenigen, die gemeinsam angesiedelt werden wollen, im gleichen Dorf unterzubringen. Der wirtschaftliche Wohlstand wurde jedoch durch den Abtritt des Banats von Österreich an Ungarn im Jahre 1778 stark beeinträchtigt und brachte die selbstständige nationale und kulturelle Entwicklung der Siedlungen ins Wanken.

So begann **1778 der dritte “Große Schwabenzug**” unter Joseph II mit Hauptsiedlungsbewegungen zwischen 1782 und 1787. Er bringt hauptsächlich Protestanten, meist Pfälzer, in die Batschka. Man sieht, dass die Anforderungen an die möglichen Siedler unter dem Einfluss des aufklärerischen Gedankenguts nunmehr gelockert wurden. Beispielsweise war die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht mehr erforderlich. Amtlich wurde die Ansiedlung am 13. März 1787 eingestellt, da keine Kameralgüter mehr verfügbar waren. Die Siedlungstätigkeit der Habsburger bringt im 18. Jahrhundert rund 150.000 Siedler in die pannonische Ebene, unter ihnen in geringerem Ausmaß auch Slowaken, Tschechen, Italiener, Franzosen und Ruthenen. Dazu kommen aus den türkischen Gebieten einsickernde katholische Kroaten (Bunjewatzen). Im Verlauf des 18. Jahrhunderts schritt die wirtschaftliche Entwicklung trotz widriger Bedingungen in dem zunächst noch sumpfigen Gebiet stetig voran. Als Folge davon überstiegen die landwirtschaftlichen Erträge sogar den Bedarf des Gebiets und die Besiedlung förderte den wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung des Banats, da die eingewanderten Handwerker die Entwicklung des Gewerbes beschleunigten.

So - an dieser Stelle kann ich verraten, was mich schlussendlich zur Beschäftigung mit und zu tieferem Verständnis für die Donauschwaben gebracht hat, nämlich eine Lektoratstätigkeit für einen Freund und Mitreisenden unter uns. Seine Großeltern, Tanten, Onkeln, sein Vater waren Donauschwaben und Clemens Schmidt arbeitet derzeit daran, das biografische Vermächtnis seines Vaters zu editieren.

Das Leben der Familie Schmidt eignet sich gut, um exemplarisch über die Donauschwaben zu erzählen. Die Familie ist insgesamt 160 Jahre im Banat ansässig, davon rund 80 Jahre im Dorf Rudolfsgnad. Von den Rudolfsgnadern wird das Dorf einfach nur „Rudolf“ genannt. Und es wird von ihnen auch dann so genannt, wenn es nicht so heißt: nämlich 1911 (als es Rezsöhaza heißt) und 1924-1941 bzw. ab 1944 als es Knicanin heißt.

Der im Familienstammbaum als „Generation 1“ verzeichnete Balthasar, er wurde schon kurz erwähnt, bleibt zu Hause, die zweite und dritte Generation macht sich auf den Weg. Genauer gesagt der Nikolaus Schmidt aus Lörzweiler, Mittelpfalz, Kreis Oppenheim, mit Frau und Kindern, für die am 19. 5. 1784 (beim dritten oder großen Schwabenzug unter Josef II.) die Einschiffung in Ulm erfolgt; Bis Pantschowa geht es die Donau entlang, also bis zu einer Stadt in der Vojvodina, Serbien, gelegen im südlichen Banat an der Mündung der Temesch in die Donau, ca. 14 km nordöstlich von Belgrad.

Von Pantschowa also (ich zitiere nun den Chronisten Wenzel Schmidt) „…*setzte man die Reise mit dem Pferdefuhrwerk fort – bis KLEINBETSCHKEREK, etwa 12 Kilometer von Temeschburg entfernt. Hier kommt Niklaus samt Familie im Hochsommer an und erlebt seine erste Enttäuschung. Den versprochenen Grund und Boden bekommt er vorerst nicht. Die staatlichen, sogenannten Kameralen- oder Urbarialfelder, dürften schon knapp gewesen sein.* (wie soeben ausgeführt: 1787 waren keine Kameralgüter mehr verfügbar)*. Doch gerade deretwegen kam er in diese von Gott verlassene Gegend. Wenigstens einen Hausplatz wies man ihm zu. Arbeiten solle er halt für den Anfang auf einer Grundherrschaft. Es war sicher nicht in der Intention des Kaisers, dass sich immer mehr Grundherren hier breit machten. Ehemalige Heerführer wurden großzügig belehnt und auch Spekulanten kauften auf krummen Wegen Ländereien auf. Bis zur Fertigstellung seines Hauses war die Familie in NEUBESCHENOWA untergebracht. Am 29.7.1784, nach kaum einem Monat in der neuen Heimat, stirbt die Tochter ANNA MARIA. Sollte dieses sumpfige Land tatsächlich zum „Grab der Kolonisten“ werden*?“ (Zitat Ende).

Fünf Jahre später – 1789 – erfolgt der Eintrag ins Urbarium als Siedler im Banat. Fünf Jahre dauert es also bis zur ersten Konsolidierung des Nikolaus Schmidt (gerechnet von der Abreise bis zum Eintrag ins Urbarium), die darauffolgenden entbehrungsreichen Jahre zeigen sich an der Kindersterblichkeit, auch am Tod der ersten Frau. Hier manifestiert sich der Auswanderer-Spruch „Der erste hat den Tod, der zweite hat die Not, der dritte hat das Brot“. Auch in der Generation 4 ist die Kindersterblichkeit enorm hoch (hier kommen die Bedingungen in der Sumpflandschaft und damit häufige Erkrankungen z.B. an Sumpffieber dazu) und zweite Eheschließungen scheinen an der Tagesordnung zu sein, ebenso wie die „Wiedervergabe“ des Vornamens eines verstorbenen Kindes an ein weiteres Kind als eine Art des Gedenkens.

In die Generation 5 fällt die Gründung von Rudolfsgnad am 8.12.1865. Zuvor hatte man in Klein-Betschkerek (17 km von Temesvar) und Neu-Beschenowa (13 km nordwestlich von Temesvar) gesiedelt. Wie entbehrungsreich und, gemessen an den Versprechen, auch enttäuschend das dort Vorgefundene war, wird in den Lebenserinnerungen beschrieben. Auf abgelaufene Pachtverträge folgten neue mit unannehmbaren Bedingungen. Der Gutsherr hatte, als Adeliger, den längeren Atem und es kam zur Kündigung. Und außerdem wollten die angrenzenden andersnationalen Gemeinden die Svabos, wie sie hier genannt wurden, nicht als Nachbarn haben, da ging es aber nicht bloß um ***Ethnien,*** sondern um wirtschaftliche Interessen – hier sind es Weideflächen. Man suchte aber auch seitens der Siedler nach wirksamen Argumenten. Mit Beharrlichkeit und unter Zuhilfenahme hydrotechnischer Gutachten erschien in Wien 1865, in einer Broschüre ein Artikel unter dem Titel: „*Das Inundationsgebiet (Überschwemmungsbiet) der Theißmündung, ein Beitrag zur Lösung der österreichischen Finanzfrage*“... „*Nach amtlicher Quelle dargestellt von W. Kransky, Ing. und K. und K. – Verwalter des Donauhafens Neupest und mit Billigung durch seine K.K. – Hoheit Erzherzog Albrecht*.“ Man erwirkte eine Audienz beim Kaiser und – ich zitiere wieder den Chronisten, der uns hier eine nirgends belegte aber doch plausible Deutung des Ortsnamens bietet - „*wie die Mär erzählt, war bei der Audienz der kleine Kronprinz Rudolf zugegen und bat seinen Vater „treuherzig“, den „guten und braven Leuten“ ihre Bitte zu gewähren. Und so geschah es dann auch. Der gute Kaiser ließ sich „erweichen“ und erließ das Ansiedlungspatent: „ICH BEWILLIGE die ANSIEDLUNG der GEMEINDE D*(eutsch). *ETSCHKA und SZIGMONDFALVA* (-folwo) *auf dem Perlaßer Riede im DEUTSCH BANATER GRENZREGIMENTE unter den in diesem Vertrag erörterten Bedingungen und gestatte, dass die sich hiebei constituierende Grenzgemeinde den Namen* ***RUDOLFSGNAD*** *annehme.“ Schönbrunn, 8.12.1865. FRANZ JOSEPH, I. MP*“. Zitat Ende. So also soll Rudolfsgnad gegründet worden sein.

Nun darf man sich nicht vorstellen, dass jeder einfach Grund zugemessen bekam und irgendwie zu bauen begann. Die Gehöfte und das gesamte Stadtbild waren auf einander abgestimmt und geplant. Beispiele für Kolonistenhäuser und für die ganze Siedlung finden sich im Handout. Ausgeklügelte Standards unter Berücksichtigung der situativen Gegebenheiten waren notwendig, die Bauern und Handwerker sollen ja die „Kornkammer“ der Monarchie schaffen. Die ersten Siedlerhäuser hatten aus Lehm gestampfte Mauern, oft mit dem Dachgestühl aus den zerlegten Donauschiffen, die nach der Naufahrt wertlos geworden waren; Schilf für das Dach war reichlich vorhanden. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts setzt sich der Ziegelbau mehr und mehr durch. Die kaiserlichen Ingenieure und Beamten in der Wiener Hofkammer planen das Ansiedlerhaus: Zimmer, Küche, Kammer, Stall. Die „Parade‐Stub“, meist gassenseitig gelegen, bezeugt die Steigerung der Wohnkultur. Die Längsstraßen waren durch Querstraßen ‐ die sogenannten „Kreuzgassen“ – miteinander verbunden. Diese waren in der Regel wesentlich schmäler als die Längsstraßen. Die Planer in der Wiener Hofkammer bevorzugten die schachbrettartige Dorfanlage. Das ergab das pannonische Dorfbild: geschlossene Gassenfront mit Quer‐ und Langhäusern, barocke Giebel, zwei Baumreihen (oftmals waren es Maulbeer-Alleen) und den Fahrweg. Auch dazu gibt es Beispiele im Handout. Einmal eben von Rudolfsgnad (heute Knićanin/ Knitschanin/ Serbien) und von Alexanderhausen (heute Sandra/ Schandra/ Rumänien).

Eine gewisse Konsolidierung setzt ein, man erntet die Früchte - im wörtlichen Sinne reden wir von Hektarerträgen die z.B. beim Weizen im Jahr 1914 bei 23 Doppelzentner pro Hektar lagen – in Ungarn waren es 12,3 in Niederösterreich 15,7. Und das daraus gewonnene Mehl wurde von Experten als das weltbeste anerkannt. Das daraus gebackene Brot klassifizierte der britische Experte Eduard Brown als „unvergleichlich besser als jedes andere europäische“. Nun geht das Sprichwort auf „der Dritte hat das Brot“. Darüber hinaus baute man erfolgreich Industrie- oder Merkantilpflanzen an, das waren Mais, Hanf, Mohrenhirse, Kohlrüben, Wein, Safran, Tabak, die schon genannten Maulbeeren (auch zur Seidenraupenzucht) und Färberröte (eine Färbepflanze). „Aus einer Wüste ward ein blühend Eden, / Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt“ heißt es im Banater Schwabenlied von Müller-Guttenbrunn.

Generation um Generation baut auf einander auf man legt – auch im metaphorischen Sinn – Vorrat an, z.B. in Form von Bildung. So ist das auch in den Generationen 6 und 7 der Familie Schmidt.

Wir sind mitten im „goldenen Zeitalter“, ich überspringe auf Grund der Schwerpunktsetzung entscheidende geschichtliche Ereignisse und setze fort im Jahr 1939. Es soll lediglich gesagt sein, dass sich das Banat durch seine Beziehung zu rumänischen und deutschen nationalsozialistischen Kräften in – wie es auf der Schautafel in Schlosshof beinah euphemistisch heißt – „politische Kalamitäten“ verstrickte. Das Aufkommen nationalsozialistischer Ideen führte zu Problemen auch innerhalb der donauschwäbischen Bevölkerung, welche zwischen Loyalität zum jugoslawischen Staat und der Anziehungskraft des Deutschen Reichs zerrissen war.

In der Familie Schmidt jedenfalls wird es nach einer Zeit der Sesshaftigkeit und wirtschaftlichen Festigung unruhig und ich zitiere wieder Dr. Wenzel Schmidt: „*Der Schulbesuch in Werbaß währte, kriegsbedingt, nur zwei Jahre: 1939/40 –1940/41. Das erstarkte Deutsche Reich, der Polenfeldzug – Beginn des zweiten Weltkrieges – wirkte sich auch auf das Verhältnis der deutschen Minderheit zum Jugoslawischen Staat aus. Der serbische Nationalismus nimmt zu, alles Deutsche wird argwöhnisch beobachtet.*

*Stoffl* (Anm.: der pater familias aus der Generation 7, der Vater des Biografen und Großvater unseres Clemens), *der schon 1936, also während des Königreiches Jugoslawien, zum Richter* (d.h. zum Bürgermeister) *gewählt wurde, war zweifellos ein Verfechter der Rechte für die deutsche Minderheit. Hier befand er sich nicht nur in Gesellschaft von Gesinnungsfreunden, sondern auch von besonnenen serbischen Amtsträgern*“. Zitat Ende.

Aber die Zeit vergeht und das Schicksalsjahr 1941 rückt näher und Wenzel Schmidt schreibt: „*In Belgrad und vielen großen Städten kommt es zu Demonstrationen, Transparente mit der Aufschrift „BOLJE RAT, NEGO PAKT“ und „BOLJE GROB, NEGO ROB“ („Besser Krieg, als Pakt“ und „Besser das Grab als Sklavendasein“)*. Hier endet wieder das Zitat.

In allen Biographien – und ich habe bisher etliche gelesen, sogar eine zweite aus Rudolfsgnad – spielt der 6. April 1941 eine immens große Rolle und ist minutiös beschrieben, so auch bei Wenzel Schmidt „*Auch in Rudolf ist am besagten Tag zeitig in der Früh ein Dröhnen und Rumoren wie ein weit entferntes Donnern zu hören. Die Leute stürzen hinaus auf die Straße, tauschen Meinungen aus und können keine Erklärung finden. Der Himmel war nämlich wolkenlos. Schon bald sickert es durch. Ein Bombenangriff der Deutschen auf Belgrad. Auch Hans und Wenz, die wegen der Wirren nach Hause durften, verfolgen dieses Schauspiel ungläubig und neugierig. Die wahre Tragweite konnten sie noch nicht erkennen*“.

Nun lasse ich einen weiteren Rudolfsgnader Zeitzeugen, Lorenz Menches, zu Wort kommen, er hat seine Erinnerungen auf einer Homepage des Dorfes ([www.rudolfsgnad-banat.de](http://www.rudolfsgnad-banat.de)) positioniert: „*Da fielen im Morgengrauen des 6. April 1941, Palmsonntag, die ersten Bomben auf Belgrad.* *An diesem Tag nahm die jugoslawische Gendarmerie in allen deutschen Gemeinden Jugoslawiens Geiseln fest. Im Laufe des Tages erschienen Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett und verhafteten sieben Frauen und elf Männer. Betrachtete man die Persönlichkeiten der Verhafteten, so kam man zur Erkenntnis…der Schlag richtete sich gegen "den Deutschen" überhaupt:,, Alles was deutsch ist, ist kollektiv schuldig." Die Geiseln transportierte man zuerst in das Gefängnis, in Großbetschkerek und von dort in die Festung Peterwardein bei Neusatz. In voller Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal verbrachten sie dort mehrere Tage* (auch der Großvater von Clemens Schmidt war darunter). … *Nur durch den heldenmütigen Einsatz eines serbischen Pfarrers, … soll dieser Plan vereitelt worden sein*“ schreibt Menches*.* In der Chronik von Wenzel Schmidt bekommt der serbische Pfarrer Namen und Kontur und eine lokale Zuordnung an den Ort „Titel“: Es ist Djordje Parabucki und es heißt „*Er kennt Rudolf und kennt vor allem auch Stoffl. Beide sind Jäger und über längere Zeit gut bekannt und fast Freunde geworden. Der Pope setzt all seine Autorität ein, kontaktiert verschiedene maßgebliche Stellen und erreicht, dass er die Geiseln in seinem Haus aufnehmen kann. Schließlich bürgt er für seine Schützlinge und verhindert so den Abtransport nach Neusatz*.“

Unruhig geht es weiter in der Chronik: Mitte Mai 1942 muss man sich in das Unvermeidliche fügen: „*es findet in der Owoda die Musterung der ersten Freiwilligen zur Waffen-SS statt*“ und kurze Zeit später heißt es „*Alle wehrfähigen Männer von 18 bis 50 Jahren, werden zur Musterung einberufen*“.

Der 3. Oktober 1944 ist jener Tag, an dem für die Familie Schmidt Rudolfsgnad Vergangenheit ist. Seit Juni 1784 - also 160 Jahre lang - war man ansässiger Donauschwabe gewesen, aber ab diesem 3. Oktober ist die Zugehörigkeit nur mehr Erinnerung. Es heißt in der Biographie: „*Die Vorbereitung zur Flucht der Rudolfsgnader ist voll im Gange. Trotz intensiver Aufklärung zögern gar nicht so wenige, weil sie die Gefahr nicht sehen wollen oder weil sie ohne den eingerückten Mann, die Reise ins Ungewisse nicht anzutreten willens sind. Auch fühlen sich Ältere und Gebrechliche, außerstande die Strapazen auf sich zu nehmen. Stoffl schlachtet ein Schwein, der Wagen wird hergerichtet und mit einer, über einem Drahtverhau gespannten, Plane versehen. Das Fleisch wird im Schmalz eingebraten, die Schinken gut gesalzen und im Wagen verstaut. Mehl, Wäsche, Kleidung und vieles mehr müsste man mitnehmen. Ein gewisses Maß muss eingehalten werden, schon mit Rücksicht auf die Pferde. Sie müssen ja alles ziehen – wer weiß schon wie weit. Mariann hätte am liebsten die ganze „Stub“ mitgenommen. Sie kommt mit einer riesigen Wanduhr daher. Stoffl verweigert die Mitnahme mit der Bemerkung, dass er seit heute weiß wie viel es geschlagen hat.*“. (Ich darf als Kennerin des ganzen Texts anmerken: Die praktisch veranlagte Mariann hat aber – wie sich später herausstellt - die Maßanzüge und sämtliche Zeugnisse ihrer Buben mitgenommen).

Weiter heißt es „*So nimmt die bange Reise ihren Anfang. Drei Wagentrecks, mit jeweils ca 100 Wagen, setzen sich Richtung Westen in Bewegung. Die Stimmung kann man sich ausmalen. Die zurück gelassenen Tiere (Pferde, Schweine, Kühe, 200 Hühner, 20 Gänse etc.) sind sich nun selbst überlassen. Die eingebrachte Ernte (Weizen, Hafer, Gerste, Mais) liegt in Speichern auf dem Dachboden. Zum letzten Mal überqueren sie die Theißbrücke, passieren Titel und übernachten in einem Schwabendorf in der Batschka\*. … Die Fahrt gestaltet sich schwierig. Viele nehmen ihre Kuh mit und hängen sie an den Wagen. Das Ungewohnte macht sie störrisch. … Täglich werden etwa 30 km zurückgelegt. … Die Fahrt erfolgt in der Hauptsache auf vorgegebenen Nebenstraßen. …Es wird die Route Sombor – Mohacs – Pecs (Fünfkirchen) – Kaposvar – Sarvar – Sopron (Ödenburg) –Klingenbach (Reichsgrenze) eingeschlagen. Ab hier gestaltet sich die Fahrt immer schwieriger. Es müssen die am wenigsten frequentierten Straßen, in der Regel Landes-, Bezirks- und Gemeindestraßen benutzt werden. Wiener-Neustadt – Triestingtal – St.Pölten – Krems – Horn – Hardegg“.* (Zitatende)

Zur Erinnerung: Bei der Reise donauabwärts wurde eine Reisedauer von rund 50 Tagen ab Lörzweiler angegeben. Die Familie Schmidt landet nun nach 40 Reisetagen und 1500 zurückgelegten Kilometern am 8. November 1944 mit ihrem Treck im Gut Schönwald, damals Niederdonau, bei Schiltern. Es besteht weiterhin eine tiefe Bindung zur alten Heimat. Ganz immens gefordert sind also die Generationen 7 und 8 der Schmidts, deren Leben wieder von der Wanderbewegung geprägt ist.

Wie sieht es anderenorts aus? In Oberösterreich kommt in den Novembertagen 1944 ein 50 Wagen umfassender Treck aus Erdewik, Syrmien[[6]](#footnote-6), an; genauer gesagt in Regau in Oberösterreich. Da es keine Quartiere gab, hob man Erdhöhlen aus und errichtete Bretterwände und Dächer, um den Winter zu überstehen. Auf Anweisung des Gauleiters Eigruber wurden bis Mitte Dezember 1944 rund 500 Erdhütten errichtet. Erst Anfang der 50er Jahre konnten die Bewohner der Erdhöhlen‐Lager mittels Zuwendungen staatlicher und internationaler Hilfsorganisationen und unter starkem Selbsthilfeeinsatz feste Eigenheime errichten.

An dieser Stelle kann ich auch die Geschichte des Donauschwaben Lorenz Spiller erzählen, er war vor dem 2.Weltkrieg Kaufmann (er hatte im Zentrum von Novisad ein Delikatessengeschäft und Marmelade-Manufaktur). Seine Familie war wohlhabend, karitativ (im Kreuzgang der katholischen Kirche von Novi Sad hängen heute noch Bilder, die von seiner Familie gespendet wurden), sozial integriert (Fußballverein). Er war Generalimporteur für Mineralöle, Fabrikant „in bester Stadtlage“ (heute stehen auf einem Teil dieser Liegenschaft ein Gymnasium und ein Universitätsgebäude). Und nun müsste der unverbaute Rest des etwa 30.000 Quadratmeter großen Areals laut serbischem Recht restituiert werden. Konfrontiert sind wir mit der Tatsache, dass Donauschwaben während der Tito-Ära pauschal als Kriegsverbrecher galten; verwehrt wird die Rückgabe heute nur noch jenen, die sich individuell schuldig gemacht haben. Im Frühjahr 1944 nun, als die Russen vor Novisad standen, organisierte Lorenz Spiller den Flüchtlingstreck; die völlig mittellos gewordene Familie gelangte 1944 nach Oberösterreich. Am Linzer Südbahnhof verkauften sie Banater Würste; im Zaubertal bei Leonding bauten sie Walderdbeeren an und verkauften sie an Linzer Konditoren. Die Familie konsolidierte sich und erwarb einen Bauernhof. 1980 verstarb Lorenz Spiller. Seine Nachkommen mussten zunächst in der Verwandtschaft die erforderlichen Vollmachten einholen. Der Enkelsohn begab sich zwecks Restitution auf Spurensuche (zurückreichend bis zur Ansiedlung zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf dem Balkan). Die Rückerstattungspflicht betrifft laut Restitutionsgesetz nur jene Liegenschaften, die dem Staat gehören und unverbaut sind. Haben enteignete Immobilien einen privaten Eigentümer, soll statt Rückgabe Entschädigung geleistet werden. De facto betrifft das mehrere Tausende Familien die de jure anspruchsberechtigt wären, die Betroffenen sind jedoch extrem zurückhaltend und betreffend des Erfolgs eher skeptisch. Es bräuchte Mut und die Bereitschaft zum Überwinden bürokratischer Hürden wie etwa die Suche nach Enteignungsbescheiden.

Die Familie Schmidt hat übrigens solche Verfahren nicht angestrengt. Sie schöpft aber aus dem Selbstbewusstsein der Vorfahren, aus dem Fleiß und Pioniergeist sowie aus der Überzeugung, dass Bildung ein Wert sei. Sie kommt daher nach entbehrungsreichen Jahren im heutigen Österreich durchaus gut zurecht. Es braucht aber Bindung und Stärkung und diese erfolgt durch die Weitergabe der Familiengeschichte (und -geschichten) an die jeweils nachfolgenden Generationen. Speziell der Verfasser (der Generation 8 angehörend) befasst sich Zeit seines Lebens eingehend mit der Familiengeschichte und schreibt diese nieder. Der Generation 9 gehört der Herausgeber, unser Mitreisender an, dem es ein Anliegen ist, diese Geschichten einem größeren Personenkreis zugänglich zu machen.

Viele Jahre und Ereignisse wurden willkürlich übersprungen, aber erwähnen muss ich doch noch die Lager, in denen zwischen Dezember 1944 und Januar 1948 48.000 Zivilpersonen an Hunger, Krankheiten (Malaria, Ruhr, Flecktyphus) starben. Eines davon war ja auch in Rudolfsgnad. Nähere Daten dazu bitte ich dem Handout zu entnehmen, auch was die

so genannte „tolerierte Flucht“ betrifft oder die späte Heimkehr **der Deportierten aus der UdSSR** und der Deportierung nach der Ausrufung der Volksrepublik Rumänien.

1940 gab es 1.500.000 Donauschwaben, ach dem Krieg nur mehr1.235.000. In den deutschen Sprachraum siedelten 810.000 davon (660.000 nach Deutschland, 150.000 nach Österreich).

Unter den in Österreich lebenden vertriebenen Volksdeutschen war die donauschwäbische Gruppe die größte, wobei allein 113.000 aus Jugoslawien kamen. Und für all diese wiederholte sich in gewisser Weise, was ihre Vorfahren erlebt hatten: Ankommen und Zusammen-Finden an einem neuen Ort, sei es in donauschwäbischen Kolonien Entre Rios oder Buenos Aires in Brasilien, im donauschwäbischen Dorf La-Rocque-sur-Pernes in Südfrankreich, in den kanadischen Provinzen Windsor, Toronto oder Kitchener, in Adelaide (Australien) und natürlich in den deutschsprachigen Ländern. In der wissenschaftlichen Literatur systematisiert sind die Geschichten von Ankömmlingen in Darmstadt, München-Trudering, Stadl-Paura.

Meilensteine der Geschichte österreichischer Donauschwaben sind 1949 die Gründung der Dachorganisation “Donauschwäbische Arbeitsgemeinschaft” und ab 1951schrittweise eine sozialrechtliche Gleichstellung sowie 1952 die Gründung der donauschwäbischen Landesverbände in Österreich und 1954 am 12. September der Versammlung 30.000 Heimatvertriebener deutscher Muttersprache zum „Tag der Volksdeutschen“ auf dem Linzer Hauptplatz. Es folgten im günstigsten Falle Jahre der Konsolidierung, Rehabilitierung, Restituierung.

Hier war von den Donauschwaben die Rede und sie stehen als Beispiel für viele. Wenn ich nur die in den zuletzt oder eben heuer von uns mit der Kulturvereinigung bereisten Ländern eingehe, so gibt es da noch die Siebenbürger Sachsen, die Landler, die Karpatendeutschen, die Sudentendeutschen, die Deutschen aus dem Banater Bergland (man nennt sie Berglanddeutsche) und es gibt die Regatsdeutschen (oder Altreich-Deutschen, das sind deutschsprachige Menschen, die im östlichen und südlichen Teil Rumäniens leben. „Regat“ oder „Altreich“ bezeichnet in diesem Zusammenhang das Königreich Rumänien vor dem Ersten Weltkrieg. Dieses Gebiet umfasst die Moldau, die Dobrudscha und die Walachei). Dann gibt es die Ungarndeutschen, Bukowina-, Wolhynien-, Galiziendeutschen.

Gemeinsam ist allen, dass vor, im oder nach dem Krieg die schwierige Entscheidung „Bleiben oder Gehen“ – falls man das überhaupt entscheiden konnte - schicksalsbestimmend war.

Prägend und sinnstiftend ist sicher eine Art innerer Zusammenhalt, der von der sozialen Umgebung mitunter auch als Abschottung wahrgenommen worden ist. Was ihnen – vor allem den Älteren – von der „alten Heimat“ blieb, war ihr donauschwäbischer Dialekt, der sie in Österreich sehr schnell als Flüchtlinge und „Tschuschen“ verriet (ja: sie waren die Ersten, die so genannt wurden). Was ihnen blieb, war aber auch ihr Arbeitseifer, der – verbunden mit den preiswerten Krediten – dazu führte, dass einige von ihnen nur wenige Jahre nach der

Vertreibung wieder in einem eigenen Haus leben konnten. Flucht und Vertreibung als Familienthema sind zeitlebens ein schweres Gepäck für eine Familie, so auch für die Familie Schmidt; deshalb ist das Wachhalten der Geschichte rund um Rudolfsgnad ein über einzelne Lebensspannen hinausreichender Auftrag. Wenzel Schmidt verstarb 2017 in Bad Vöslau als hochdekorierter Stadtarzt, Obermedizinalrat und Regionalpolitiker. In seinem Oeuvre ist die Reflexion von Sprache besonders wichtig, interessanterweise setzt in den Lebenserinnerungen die Verwendung der direkten Rede in Donauschwäbisch genau zu diesem Zeitpunkt an, als man sesshaft wird. Das Werk ist eine Fundgrube donauschwäbischer interessanter Regionalspezifika. Das Besondere ist ja auch, dass sich gleichzeitig eine Dialektmischung aus Pfälzischem und Saarländischem, gespickt mit Elementen aus dem Ostfränkischem und Hessischen und ein Dialektausgleich zeigte, wobei auch die Sprachen der Umgebung, im Falle von Rudolfsgnad des Serbischen, Eingang fanden.

Hans-Markus Gauss befürchtet in Bezug auf das Donauschwäbische, dass „*die konkrete Sprache…gerade dabei ist, für immer zu erlöschen*.“ Dabei meint er vor allem, dass der Gebrauch nach der Rückkehr in den deutschen Sprachraum mit den Generationen verschwindet. Eine Dokumentation einer bedrohten Sprache ist stets die letzte Gelegenheit für eine umfassende Bestandsaufnahme. Die in ihr getroffenen Aussagen bekommen somit einen endgültigen Charakter. Unangemessene oder unvollständige Arbeiten zu bedrohten Sprachen können nicht revidiert oder ergänzt werden. Eine Dokumentation einer bedrohten Sprache wird in vielen Fällen das Einzige sein, was von dieser Sprache übrigbleibt.

Erzählen ist daher eine Strategie gegen die Auslöschung. Vergessen zu werden, das wäre eine zweite Vertreibung - ich zitiere ein letztes Mal Dr. Schmidt: „*Beginnt man mit dem Jahr 1784, dem Jahr der Auswanderung aus Rheinhessen und begleitet die Familie Schmidt durch all ihre Stationen, ist ein Auf und Ab nicht zu übersehen. Nicht zu übersehen ist aber auch, dass das Ab stets mit Beharrlichkeit, Fleiß, Unternehmungslust und nicht zuletzt Klugheit, überwunden wurde.“* Am Ende des Zitats blitzt damit der Begriff „Resilienz“ auf.

Was mir an der Chronik besonders auffällt ist, dass Menschen wie der Autor realisieren, dass der Begriff „Heimat“ gefüllt werden muss, für sich selber und seine Nachkommen. Die Bilder haben gemeinsame Elemente mit denen aus unseren Familien und doch auch vieles, was wir nur schwer verstehen können, aber (und nun zitiere ich den Historiker Prof. Dr. Matthias Weber) „*Demokratische Gesellschaften müssen nicht über ein einheitliches und schon gar nicht über ein verbindliches Bild der Vergangenheit verfügen, und man sollte auch nicht versuchen, ein solches herzustellen. Es geht vielmehr darum, unterschiedliche Geschichtsbilder zu vergleichen und wechselseitig zu ergänzen“*[[7]](#footnote-7).

Die **Siebenbürger Sachsen** sind eine deutschsprachige Minderheit im heutigen Rumänien, die die Reliktmundart Siebenbürgisch-Sächsisch sprechen. Sie **sind seit dem 12. Jahrhundert in dem Landesteil Siebenbürgen ansässig** und sind damit die älteste noch existierende deutsche Siedlergruppe in Osteuropa. Ihr Siedlungsgebiet liegt außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachraums und hatte nie Anschluss an reichsdeutsches Territorium. Siebenbürgen entwickelte sich ab dem 12. Jahrhundert als Teil des Königreichs Ungarn. Nach der Teilung Ungarns 1540 war es als Fürstentum Siebenbürgen unter der Oberhoheit des Osmanischen Reiches zumindest innenpolitisch weitgehend autonom. Im Großen Türkenkrieg besetzten die Habsburger das Fürstentum und gliederten es 1699 im Vertrag von Karlowitz der Habsburgermonarchie ein. Nach der Niederlage Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg proklamierte die Karlsburger Nationalversammlung am 1. Dezember 1918 die Vereinigung Siebenbürgens mit dem rumänischen Altreich. Die Siebenbürger Sachsen begrüßten in der Mediascher Anschlusserklärung im Februar 1919 den Anschluss an Rumänien. 1920 wurde die Eingliederung Siebenbürgens in den rumänischen Staat im Vertrag von Trianon festgeschrieben. Während 1930 etwa 300.000 Siebenbürger Sachsen in Siebenbürgen lebten, waren es im Jahr 2007 nur noch knapp 15.000. Die große Mehrheit wanderte seit den 1970er Jahren und in einem großen Schub ab 1990 vor allem in die Bundesrepublik Deutschland aus, aber auch nach Österreich. Organisierte Gemeinschaften Siebenbürger Sachsen leben in nennenswerter Anzahl auch in Übersee in Kanada und den USA.

Als **Landler oder Siebenbürger Landler** bezeichnet man die Protestanten, die unter Karl VI. und Maria Theresia in der Zeit von 1734 bis 1756, u. a. aus dem österreichischen Kernland in das einzige Gebiet der Habsburgermonarchie, in dem der Protestantismus geduldet wurde, nach Siebenbürgen in die Nähe der Stadt Hermannstadt deportiert wurden.

Die **Dobrudschadeutschen** sind eine deutsche Bevölkerungsgruppe, die etwa 100 Jahre lang in der nördlichen Dobrudscha am Westufer des Schwarzen Meeres lebte. Die Volksgruppe bildete sich ab 1840, als deutschstämmige Siedler in das etwa 23.000 km² große Gebiet einwanderten.

Die **Bessarabiendeutschen** sind eine deutsche Volksgruppe, die zwischen 1814 und 1940 in Bessarabien (jetzt unter der Republik Moldau und Ukraine aufgeteilt) lebte, heute jedoch bis auf wenige Einzelpersonen dort nicht mehr vertreten ist. Sie wanderten in einer Größenordnung von etwa 9000 Personen zwischen 1814 und 1842 aus Baden, Württemberg, dem Elsass, Bayern und heute zu Polen gehörenden Teilen Preußens nach Bessarabien ein. Das Gebiet am Schwarzen Meer war damals als Neurussland Teil des Russischen Kaiserreiches, später wurde es zum Gouvernement Bessarabien.In ihrer 125-jährigen Geschichte waren die Bessarabiendeutschen eine nahezu rein bäuerliche Bevölkerung. Sie waren mit drei Prozent Bevölkerungsanteil zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Minderheit. Gedeckt von dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 wurde Bessarabien im Sommer 1940 von der Sowjetunion militärisch besetzt. Ende 1940 folgten die Bessarabiendeutschen mit rund 93.000 Personen nahezu vollständig dem Aufruf zur Umsiedlung ins Deutsche Reich unter dem Motto Heim ins Reich. Prominentester Vertreter dieser Volksgruppe ist der ehemalige deutsche Bundespräsident Horst Köhler. Seine Eltern lebten bis zur Umsiedlung 1940 in der deutschen Kolonie Ryschkanowka in Nordbessarabien. Danach lebten sie übergangsweise in einem Lager im Deutschen Reich und wurden schließlich ab 1941 im besetzten Polen angesiedelt, wo Horst Köhler 1943 geboren wurde.

**Kaukasiendeutsche** waren deutschstämmige Einwohner des Russischen Reiches und der Sowjetunion, die in den Gebieten des Kaukasus siedelten. Sie kamen meist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Land. Es gab deutsche Kolonien im Nordkaukasus, Georgien, Aserbaidschan und Armenien. Die Siedlungen in Transkaukasien wurden stark von schwäbischen Auswanderern geprägt, im Nordkaukasus von **Wolgadeutschen,** die einen hessischen Dialekt sprachen. Ende des 19. Jahrhunderts ließen sich bayerische und württembergische chiliastisch geprägte Protestanten im Nordkaukasus nieder. Nach Georgien wanderten zwischen 1817 und 1819 2.629 **schwäbische radikale Pietisten** ein (in der Literatur auch „Separatisten“ genannt, da sie sich von der Landeskirche abspalteten). Sie hatten bei Zar Alexander I. um eine Genehmigung zur Ansiedlung nachgesucht. Sie wurde im Mai 1817 erteilt. Der erste Siedlertross traf im Dezember des gleichen Jahres in Georgien ein.

**Krimdeutsche**: Als 1783 die Krim von Katharina der Großen „für alle Zeiten“ annektiert wurde, floh der Großteil der Krimtataren ins Osmanische Reich. Das Gebiet wurde daraufhin unter dem Fürsten Grigori Potjomkin gezielt mit Griechen, Armeniern, Bulgaren, Balten, Russen und Ukrainern besiedelt. Der Rest der tatarischen Bevölkerung wurde in die unfruchtbaren Gebiete im Inneren der Krim zurückgedrängt. Ein Manifest vom 22. Februar 1784, das „alle mit dem Russischen Reich befreundeten Nationen“ einlud, sich in Cherson, Sewastopol und Feodossija anzusiedeln[1], blieb anscheinend ohne Erfolg. Erst unter Alexander I. begann ab 1804 eine gezielte Ansiedlung von Deutschen, Schweizern und Italienern.

**Bulgariendeutsche** sind eine sprachliche Minderheit in Bulgarien. Obwohl sich nach der Volkszählung von 2001 ihre Zahl nur noch auf 436 belief, hat die Ansiedlung von Deutschen eine lange und ereignisreiche Geschichte und bestand aus mehreren Ansiedlungwellen, die erste davon im Mittelalter: Sächsische Bergleute (bulgarisch саси, sasi) siedelten danach in den erzreichen Regionen Südosteuropas. Im 13. und 14. Jahrhundert kamen ebenfalls Deutsche aus dem Harz und Westfalen hinzu und siedelten sich in der Gegend von Tschiprowzi im heutigen Nordwesten Bulgariens (damals Teil des Zweiten Bulgarischen Reich) zur Förderung von Erz im westlichen Balkangebirge an. Dort erhielten sie Sonderrechte durch den bulgarischen Zar Iwan Schischman.

**Gottscheer** (slowenisch: Kočevarji) wird die ehemalige deutschsprachige Bevölkerung des Gottscheer Landes (Kočevska) im Herzogtum Krain (heute: Slowenien) bezeichnet, einer deutschen Sprachinsel, deren Zentrum die Stadt Gottschee (Göttscheab, slowenisch Kočevje) war. 1247 übertrug der Patriarch von Aquileia, Berthold von Andechs, dem Oberkärntner Grafen von Ortenburg das Gebiet von Reifnitz in Unterkrain, wozu auch das Urwaldgebiet der späteren Gottschee zählte, als Lehen. Am 24. Juni 1336 belehnte der Patriarch von Aquileja Bertram seinen Vasallen Otto V. von Ortenburg und dessen Neffen mit den Schlössern Ortenegg, Zobelsberg und Grafenwarth (Kostel) „mit allen Zugehörungen, Gerichtsbarkeiten, Rechten und Nutzungen derselben, wie die Grafen von Ortenburg dieselben von altersher von der Kirche von Aquileja zu Lehen getragen haben.“

In der Zeit von 1330 bis zum Ende des 14. Jahrhunderts wurden im Gebiet der Gottschee durch das Haus Ortenburg deutsche Bauern aus Kärnten und Osttirol angesiedelt. Das Siedlungsgebiet umfasste eine Fläche von ungefähr 860 km² mit 177 Ortschaften. Die Gottscheer, die teils als Bauern von der Landwirtschaft, teils als umherziehende Krämer in sehr einfachen Verhältnissen lebten, bewahrten ihren altertümlichen oberdeutschen Dialekt, das Gottscheerische, sechs Jahrhunderte lang bis zu ihrer Umsiedlung unter den Nationalsozialisten 1941.

Sowohl die in Russland verbliebenen Deutschen als auch die aus Russland zugewanderten Deutschen wurden und werden als **Russlanddeutsche** geführt. Amtlich wird zwischen Aussiedlern (bis 1993 zugewandert) und Spätaussiedlern (nach 1993 zugewandert) unterschieden. Wer die Tatsache der Migration nicht betonen will, spricht ohne Zusatz von sich oder anderen als Deutschen, es sei denn, das Weglassen des Herkunftszusatzes würde auf mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache hindeuten. Privilegiert sind nur ausgesiedelte Russlanddeutsche nach Art. 116 GG als deutsche Volkszugehörige in der Bundesrepublik Deutschland. Sie erhalten mit vergleichsweise wenig Aufwand die deutsche Staatsbürgerschaft, bekommen also von Anfang an alle Bürgerrechte zuerkannt.

In Kurzbezeichnungen steht bei deutschsprachigen Herkunftsbezeichnungen meistens vorrangig der Staat und nachrangig die Ethnie, so auch bei dem Begriff „Russlanddeutsche“. Dieser Begriff bestätigt den Anspruch, dass die gemeinten Personen in erster Linie Deutsche sind, im Fall von Aussiedlern und Spätaussiedlern „Deutsche aus Russland“ bzw. „aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion zugewanderte Deutsche“. Somit gibt die Bezeichnung „Deutschrussen“ zu erkennen, dass die so Bezeichneten als „Russen“ mit einer besonderen Beziehung zu Deutschland gelten. Es handelt sich um eine regional ursprünglich sehr verteilte Gruppe, die nach dem Siedlungsort innerhalb des Russischen Zarenreiches unterteilt werden in Wolgadeutsche, Wolhyniendeutsche, Krimdeutsche, Kaukasiendeutsche, Schwarzmeerdeutsche, Sibiriendeutsche. Einige von ihnen gründeten selbst in Sibirien und im Fernen Osten am Amur Siedlungen. Vielerorts im Reich entstanden deutsche Enklaven als autonome Gemeinden mit Namen wie Mannheim, Josephsthal oder Schönfeld. Deren gemeinschaftliches Leben wahrte vielfach Traditionen aus der alten Heimat. Sie hatten eigene Kirchen und Ratsversammlungen, die für die deutsche Ortsgemeinschaft bindend waren.

**Ungarndeutsche**

„Ungarndeutsche“ nennt man allgemein die Nachfahren der einst ins Karpatenbecken eingewanderten Deutschen. Der Begriff Ungarndeutsche kann historisch auch Bevölkerungsgruppen außerhalb des heutigen Ungarn einschließen, da das Königreich Ungarn mit dem Vertrag von Trianon (1920) wesentlich verkleinert wurde, als große Gebiete Ungarns an die Nachbarstaaten fielen. Zu beachten ist auch, dass sich in der Vergangenheit nicht alle deutschsprachigen Volksgruppen in gleicher Weise und Intensität mit dem ungarischen Staat identifizierten. Zumeist bezeichnet im heutigen Sprachgebrauch der Begriff „Ungarndeutsche“ daher nur einen Teil der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen im ehemaligen Königreich Ungarn. Historisch wanderten die Deutschen in mehreren Wellen zu verschiedenen Zeiten in das Karpatenbecken ein. Es entstanden auf dem Gebiet des damaligen Ungarn deutsche Sprach- und Siedlungsgebiete. Seit der Vertreibung 1946–1948 leben Ungarndeutsche (oder Deutsche aus Ungarn) auch in Deutschland, Österreich oder in Übersee (zum Beispiel in Brasilien oder in den USA).

**Wolgadeutsche**

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte man allein in den Gouvernements Saratow und Samara ungefähr 600.000 deutsche Siedler. Als Bürger Russlands und damit Untertanen des russischen Zaren bevölkerten sie zum größten Teil ein Gebiet, durch das die Wolga floss, vergleichbar der Größe von Belgien (ca. 30.000 km²) ober- und unterhalb der Regionalmetropole Saratow[1] (1916 ca. 250.000 Einwohner, davon ca. 7 % Deutsche). In den Augen des späteren Diktators Josef Stalin erfüllten die in Sowjetrussland kompakt siedelnden Wolgadeutschen bestimmte Merkmale einer Nation als einer „historisch entstandenen stabilen Gemeinschaft von Menschen“, die sich durch vier charakteristische Merkmale auszeichnete: „Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psychischen Wesensart.

-----------------

Die **Bukowinadeutschen** oder Buchenlanddeutschen sind eine deutsche Volksgruppe, die ab etwa 1780 bis 1940 in der Bukowina lebte. Heute sind sie bis auf wenige Einzelpersonen dort kaum noch vertreten. In ihrer 150-jährigen Geschichte waren die Bukowinadeutschen eine überwiegend bäuerliche Bevölkerung. Im Sommer 1940 wurde die Bukowina als Folge des Hitler-Stalin-Pakts von 1939 von der Sowjetunion militärisch besetzt. Einer Umsiedlung ins Deutsche Reich Ende 1940 schloss sich die Volksgruppe nahezu vollständig mit rund 96.000 Personen an.

**Galiziendeutsche** waren Siedler deutscher Herkunft in Galizien in der Habsburgermonarchie ab 1774 und in der Zweiten Polnischen Republik 1919 bis 1939. Um 1750 wurden schlesische Tuchweber durch Fürst Stanisław Poniatowski in Zaleszczyki angesiedelt.Die österreichische Kaiserin Maria Theresia hat gleich nach der ersten Teilung Polens etwa um 1774 in Lemberg die ersten Handwerker aus dem Deutschen Reich ansiedeln lassen. Nach dem Tode der Kaiserin im Jahre 1780 begann unter Kaiser Joseph II. die eigentliche, nach ihm benannte Besiedlung des Landes. Mit dem Ansiedlungspatent von 1781 wurden die Bedingungen für die Ansiedlung von Bauern und Handwerkern aus dem Deutschen Reich festgelegt. Das betraf vor allem die Zuteilung des Bodens und die Gewährung einer mehrjährigen Steuerfreiheit. Das Toleranzpatent Josephs II. von 1781 ermöglichte erstmals die Ansiedlung von Andersgläubigen im katholischen Österreich. Daraus erklärt sich der hohe Anteil der evangelischen Christen unter den Ansiedlern in Galizien. Somit sind auch viele von protestantischen Flüchtlingen abstammende Menschen nach Etablierung des Edikts von Fontainebleau aus dem Pfälzischen und Badischen Raum nach Galizien gezogen. Unter ihnen waren auch radikal-reformatorische Mennoniten, die in Galizien in mehreren Siedlungen bei Lemberg lebten und die Gemeinde Lemberg-Kiernica bildeten. Die Werber des Kaisers konzentrierten ihre Bemühungen besonders auf die Pfalz und das Saarland, denn dies war eine Gegend im Deutschen Reich, die durch häufige Kriege mit dem Nachbarn Frankreich besonders verarmt war. Auf diese Weise ist zu erklären, dass die meisten der zwischen 1782 und 1785 in Galizien eingewanderten Bauern und Handwerker die pfälzische Mundart sprachen. Diejenigen Ansiedler, die aus anderen Teilen des Deutschen Reiches kamen, bildeten in der neuen Heimat eine Minderheit und sie konnten sich in den nachfolgenden Generationen mit ihrer Mundart nicht durchsetzen. In der Auswanderungsbewegung des 18. Jahrhunderts spielte auch das als Enklave in der Pfalz gelegene, aber zu Vorderösterreich gehörende Oberamt Winnweiler eine ganz besondere Rolle. Viele Galiziendeutsche stammten entweder direkt aus den Dörfern des Oberamtes oder ließen sich – aus anderen Pfälzer Gebieten kommend – zumindest dort anwerben. In diesem Zusammenhang richtete man in Winnweiler um 1781 sogar eine spezielle Anwerbestelle für Galizienauswanderer ein.

**Karpatendeutsche**: Als Karpatendeutsche (teils auch Mantaken) wird die deutschsprachige Bevölkerung in der Slowakei und der Karpato-Ukraine bezeichnet. Der Begriff wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von dem Historiker und Ethnologen Raimund Friedrich Kaindl geprägt und bezieht sich auf den Gebirgszug der Karpaten.

Schwarzmeerdeutsche werden die Bewohner ehemals deutscher Siedlungen am Nordufer des Schwarzen Meeres auf dem Gebiet der heutigen Ukraine genannt. Westlich des Dnister lebten **Bessarabiendeutsche** und im Süden **Krimdeutsche** mit denen sie zu den Ukrainedeutschen gehören. Seit 1765 wanderten viele Deutsche aus West- und Südwestdeutschland, seit 1789 auch westpreußische Mennoniten in die nördliche Schwarzmeerregion ein. In Neurussland wurden viele Siedlungen im Süden des damaligen Russischen Kaiserreichs nahe der Hafenstadt Odessa gegründet. Wegen ihrer gemeinsamen Geschichte werden Schwarzmeerdeutsche zu den Russlanddeutschen gezählt.

**Wolhyniendeutsche**: Wolhynien [vo.ˈlyː.ni̯ən] (selten auch Wolynien; wolhyniendeutsch/woliniendeitsch Wolinien [vo.ˈliː.ni̯ən];[1] ukrainisch Воли́нь Volýnʹ; russisch Волы́нь Volýnʹ; litauisch Voluinė; polnisch Wołyń) ist eine historische Landschaft in der nordwestlichen Ukraine. Die heutige Oblast Wolhynien als ukrainische Verwaltungseinheit umfasst nur einen Teil des historischen Wolhynien.Das Gebiet soll seinen Namen von der legendären, längst untergegangenen Stadt Wolin erhalten haben, die einst westlich des Bugs bei Wolodymyr-Wolynskyj lag und der Hauptsitz des ostslawischen Stammes der Wolhynier war. Das „Lodomerien“ im Namen des österreichischen Kronlandes Galizien und Lodomerien geht auf Wolhynien zurück. Allerdings lag Wolhynien nie im österreichischen Herrschaftsbereich – der Name wurde einfach aus der ungarischen Königstitulatur entnommen, da Ungarn im Spätmittelalter eine Oberhoheit über das Gebiet beanspruchte.

Das **Hultschiner Ländchen** (tschechisch Hlučínsko, polnisch Kraik hulczyński) im Okres Opava in Tschechien ist ein Teil Tschechisch-Schlesiens. Benannt ist das im Nordosten des Landes an der Grenze zu Polen gelegene Gebiet nach der Stadt Hlučín (deutsch Hultschin), dem größten Ort der Region. Trotz des Steinkohlevorkommens im östlichen Teil des Ländchens am Landek bei Petrzkowitz (1939 bis 1945 Petershofen, heute Ostrava-Petřkovice) ist das 286 km² große Gebiet nie wirtschaftlich bedeutend gewesen.

Der Begriff **Deutschböhmen** ist eine Sammelbezeichnung für die deutschsprachigen Bewohner Böhmens oder auch aller böhmischen Länder sowie für das Siedlungsgebiet dieser Bevölkerungsgruppe. In den zur böhmischen Krone gehörenden Ländern Mähren und Schlesien sprach man von Deutschmährern und Deutsch- oder Sudetenschlesiern im ehemaligen Österreichisch-Schlesien. Im 20. Jahrhundert wurde für diese Gruppierungen zunehmend der Begriff **Sudetendeutsch**e geprägt. Deutschsprachige Siedler kolonisierten hauptsächlich im 12. und 13. Jahrhundert – im Zuge der deutschen Ostsiedlung aus Altbayern, Franken, Obersachsen, Schlesien und Österreich kommend – vor allem die Grenzgebiete Böhmens und Mährens. Später zogen Einwanderer aus deutschsprachigen Gebieten infolge der Hussitenkriege, Pestepidemien und des Dreißigjährigen Krieges in entvölkerte Landstriche Böhmens und Mährens. Weitere Zuwanderer kamen im Rahmen der Binnenwanderung aus deutschsprachigen Regionen der Habsburgermonarchie nach Böhmen, Mähren und Schlesien, teilweise kamen sie auch aus anderssprachigen Regionen der Habsburgermonarchie und assimilierten sich an die deutsche Sprache und Kultur-------------------------------

**Banater Berglanddeutsche**: Die Banater Berglanddeutschen sind eine ethnische Minderheit im westlichen Rumänien. Ihr Ursprung geht auf deutschsprachige Siedler zurück, die sich Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts im Banat niederließen, das zu dieser Zeit dem Staat Österreich-Ungarn angehörte. Diese Siedler stammten vornehmlich aus dem steirischen und oberösterreichischen Salzkammergut, später kamen Siedler aus Tirol, Zipser aus Oberungarn und Deutschsprachige aus Böhmen dazu, sowie Auswanderer aus dem Bayrischen Wald. Diesen Gruppen gemeinsam war, dass sie **bairische Dialekte** sprachen, die sich von den moselfränkisch und rheinfränkisch geprägten Dialekten der Banater Schwaben unterschieden, weshalb sich zur Unterscheidung der Begriff Berglanddeutsche eingebürgert hat.

**Regatsdeutsche** oder Altreich-Deutsche sind deutschsprachige Menschen, die im östlichen und südlichen Teil Rumäniens leben. „Regat“ oder „Altreich“ bezeichnet in diesem Zusammenhang das Königreich Rumänien vor dem Ersten Weltkrieg. Dieses Gebiet umfasst die Moldau (rum. Moldova), die Dobrudscha (Dobrogea) und die Walachei. Laut der Volkszählung von 1930 lebten im rumänischen Altreich 12.581 Deutsche in der Dobrudscha (Dobrudschadeutsche) und weitere 32.366 Deutsche in der Walachei (darunter 14.200 in Bukarest) bzw. in der westlichen Moldau.

Die **Zipser** (ungarisch cipszer, rumänisch țipțeri) sind eine deutschsprachige Bevölkerungsgruppe im nordrumänischen Kreis Maramureș sowie in Teilen der Südwestbukowina (heute: Kreis Suceava) und der Slowakei (siehe Zipserdeutsch). Die Bezeichnung „Zipser“ stammt von Einwanderern aus der Zips (ungarisch: Szepesség, slowakisch: Spiš) (damals Ungarn, heute Slowakei). Die heute noch in Resten vorhandene deutschsprachige Bevölkerung setzt sich jedoch hauptsächlich aus späteren Zuwanderern aus dem süddeutschen und vor allen Dingen oberösterreichischen Sprachraum zusammen. Die Geschichte der deutschsprachigen Zipser ist bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgbar. Die Zipser entwickelten eine lebendige Erzählkultur, die ihre Gesellschaft während der weiträumigen Siedlungsbewegungen wesentlich konstituierte. Reste dieses mündlich weitergegebenen Geschichteschatzes sind auch heute noch in den verbliebenen „Mära und Kasska“ im Norden Rumäniens zu finden

1. Die Schwäbische Türkei ist die größte deutsche Sprachinsel im heutigen Ungarn. Sie liegt in Transdanubien und umfasst das deutsche Siedlungsgebiet im südlichen Teil der Donau-Drau-Platte in den Komitaten Tolna (Tolnau), Baranya - Boronja (Branau) und Somogy (Schomodei). [↑](#footnote-ref-1)
2. Baranya [ˈbɒrɒɲɒ] (deutsch Branau [1], kroatisch Baranja), ist das südlichste Komitat (Verwaltungsbezirk) in Ungarn. Es grenzt an Kroatien sowie an die Komitate Somogy (Schomodj), Tolna und Bács-Kiskun. [↑](#footnote-ref-2)
3. ie Batschka (serbisch / kroatisch Bačka, serbisch kyrillisch Бачка, ungarisch Bácska, slowakisch Báčka, russinisch Бачка) ist eine Region in Mitteleuropa bzw. in Südosteuropa. Die Batschka ist zwischen den Staaten Serbien und Ungarn aufgeteilt, wobei der südliche und größte Teil zu Serbien gehört und sich in drei Bezirke der autonomen Provinz Vojvodina unterteilt. Der nördliche Teil dagegen gehört zu Ungarn und bildet den südlichen Teil des Komitats Bács-Kiskun. Die Batschka ist größtenteils ein fruchtbares Flachland, das im Westen und im Süden von der Donau und im Osten von der Theiß begrenzt wird. [↑](#footnote-ref-3)
4. Das Banat (deutsch: [baˈnaːt], serbokroatisch: [ˌbanaːt], rumänisch: [baˈnat], serbisch-kyrillisch Банат, ungarisch Bánság) ist eine historische Region in Südosteuropa, die heute in den Staaten Rumänien, Serbien und Ungarn liegt. Der Begriff Banat leitet sich vom Herrschaftsbereich eines Ban (serb. /kroat. /ung. für Graf/Markgraf) ab. [↑](#footnote-ref-4)
5. ist ein Höhenzug im nordwestlichen Ungarn mit Höhen bis etwa 500 m, in der Region um die Stadt Tatabánya und Oroszlány. [↑](#footnote-ref-5)
6. Syrmien (serbisch Срем Srem, kroatisch Srijem, ungarisch Szerémség) ist eine Landschaft zwischen den Flüssen Donau und Save. Sie beginnt westlich von Novi Beograd und endet ungefähr auf der Länge der Draumündung in die Donau. [↑](#footnote-ref-6)
7. Prof. Dr. Matthias Weber: Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa: Sicherung, Erforschung, Präsentation; Vortrag anlässlich des Symposiums Gemeinsames Kulturerbe als Chance am 20. September 2004 im Berliner Kronprinzenpalais [↑](#footnote-ref-7)